



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Necker, Moritz: Gottfried Keller : zu seinem siebzigsten Geburtstage

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Gottfried Keller

### Zu seinem siebenzigsten Geburtstage



uch die siebenzigsten Geburtstage folgen sich, aber sie gleichen sich nicht. Das Gefühl, womit das ganze gebildete Deutschland den siebenzigsten Geburtstag des Züricher Meisters feiert,<sup>\*)</sup> findet seinesgleichen nicht unter den Dichterjubiläen, die in der letzten Zeit rasch auf einander gefolgt sind. Es haftet so gar nichts Persönliches an dieser Feier Gottfried Kellers. Man glaubt nicht, dem Dichter persönlich eine besondere Freude damit zu gewähren, man hat nicht das unangenehme Nebengefühl, einen Mann zu feiern, der seinen Ruhm überlebt hat, dessen Bedeutung man dem jüngern Geschlecht ins Leben rufen muß. Im Gegenteil, der siebenzigjährige Keller ist litterarisch eigentlich noch gar nicht alt geworden, seine Anerkennung hat kaum die Kreise stiller Gemeinden überschritten, und man fühlt die Pflicht, sich laut und sichtbar zu ihm zu bekennen und gut zu machen, was die frühere Zeit an ihm versäumt hat. Denn wie so viele der großen Geister der Litteratur hat auch er lange warten müssen, bis sein wahrer Wert erkannt wurde, die kritische Propaganda, die die besten seiner Zeitgenossen schon frühzeitig für ihn betrieben haben, war vergeblich. Nun ist es zum Kennzeichen jedes Gebildeten geworden, Keller wenigstens in seinen Novellen zu verstehen und zu lieben, nun will man die Ehrenschuld abtragen, und empfindet darüber selbst mehr Freude, als sie der geduldige Gläubiger fühlen kann. Man ehrt sich selbst, indem man an der Feier teilnimmt, man ehrt die Kunst, indem man Kellers Dichtungen feiert, und man gewinnt das erhebende Gefühl, daß die Zeit, in der wir leben, denn doch auch dichterisch ihren eignen Ausdruck gefunden hat, denn sie hat in Kellers Werken ein Denkmal gefunden, von dem nicht mehr geringschätzig wird gesagt werden dürfen: Epigonenarbeit!

In einer der Züricher Novellen, einer, die zu Kellers schönsten Erfindungen gehört und die alle Charakterzüge seiner Originalität aufweist, wenn sie auch künstlerisch nicht so vollendet wie seine berühmte einzige Dorfgeschichte ist, im

<sup>\*)</sup> Geboren den 19. Juli 1819.

„Fähnlein der sieben Aufrechten,“ findet sich eine Wendung, die uns am bezeichnendsten für Kellers Humor zu sein scheint. Die sieben wackern Eidgenossen sind gerade vor dem Gabentempel, Karl mit dem Fähnlein voran, angekommen, wo ihrer einige schwarze Herren warten, einer davon mit dem gefüllten Silberpokal in der Hand, und da erzählt Keller weiter: „Die sieben alten Köpfe schwammen wie eine von der Sonne beschienene Eisscholle im dunkeln Volksmeere, ihre weißen Härlein zitterten in der lieblichen Ostluft und weheten nach der gleichen Richtung wie hoch oben die rot und weiße Fahne. Sie fielen wegen ihrer kleinen Zahl und wegen ihres Alters allgemein auf, man lächelte nicht ohne Achtung, und alles war aufmerksam, als der jugendliche Fähndrich vortrat“ u. s. w. Dies seine Lächeln über die Menschen, ohne die Achtung vor ihnen zu verlieren, das ist die originellste Eigentümlichkeit Kellers. Mit diesem Lächeln hat er die sieben Legenden geschrieben, uralten katholischen Märchen ein neues Gesicht gegeben; mit diesem Lächeln schrieb er seine Seldwylergeschichten, die trotz der satirischen Schärfe in einzelnen Teilen doch nicht so böse gemeint sind; mit diesem Lächeln betrachtet die prächtige Frau Marie Salander die seltsamen Handlungen ihres im Alter thöricht werdenden Gatten; und dieses Lächeln sucht der Naturforscher Reinhard im „Sinngedicht“ auf dem Angesicht jenes Mädchens, das er sich zum Weibe wählen soll. Selbst dem lieben Gott schiebt Keller in seiner dichterischen Kühnheit, die die ganze Welt nach dem eignen Bilde umbaut, dieses Lächeln unter; denn als der Narr des Grafen von Zimmern bei der Messe anstatt des fehlenden Glöckleins seine eigne Schellenkappe schüttelt,

Da strahlt von dem Ciborium  
Ein goldnes Leuchten aus;  
Es glänzt und duftet um und um  
Im kleinen Gotteshaus,  
Wie wenn des Himmels Majestät  
In frischen Weilschen läge:  
Der Herr, der durch die Wandlung geht,  
Er lächelt auf dem Wege!

Dieses Lächeln ist eine ganz neue Tonart in der deutschen Litteratur und zugleich die Seele des großen Dichters, der einer der freiesten und tiefsten Geister ist, die je gelebt haben. Scheinbare Gegensätze vereinigen sich in ihm zur reinen Harmonie. Die tiefe Seelenkunde, die er im „Grünen Heinrich“ offenbart hat, ist gepaart mit einer an Shakespeares Kraft reichenden Kunst und Klarheit der Darstellung. Keller ist einer der nachdrücklichsten Gegner beschränkter Gläubigkeit, er sagt von sich im „Grünen Heinrich“: „Es giebt geborne Protestanten, und ich möchte mich zu diesen zählen, weil nicht ein Mangel an religiösem Sinn, sondern, freilich mir unbewußt, ein letztes feines Räuchlein verschollener Scheiterhausen, durch die hallende Kirche schwebend,

mir den Aufenthalt widerlich machte, wenn die eintönigen Gewaltsätze hin und her geworfen wurden.“ Aber wie kein anderer, neuerer Dichter hat gerade Keller die Tiefe religiösen Gefühls in eben diesem „Grünen Heinrich“ bekundet, und seine mit Gleichnissen aus dem kirchlichen Leben (gleich der eines andern Alpenlyrikers, Hermann von Salm) reich erfüllte Lyrik giebt auch Zeugnis für die Lebhaftigkeit, mit der ihn diese Fragen stets beschäftigt haben. In einem seiner Gedichte, „Fahrende Schüler,“ sagt er:

Atmen froh das Morgenwehn,  
Wenn wir durch die Lande schweifen;  
Glauben nichts, als was wir sehn  
Und mit unsern Sinnen greifen!

Halten nichts auf hohlen Dunst,  
Wögen nichts auf Worte geben;  
Doch verstehen wir die Kunst,  
Wie wir denken, auch zu leben —

aber er ist weit entfernt, es mit den Materialisten zu halten, an die er vielmehr die zwei prächtigen Sonette „Den Zweifellosen“ richtet:

Euch ist der eigne Leichnam noch nicht klar,  
Ihr kennet nicht den Wurm zu euren Füßen,  
Des Halmes Leben nicht auf euerm Grab;

Und dennoch kränzt ihr schon mit Stroh das Haar,  
Als Eintagsgötter stolz euch zu begrüßen —  
Der Zweifel fehlt, der alte Wanderstab.

Hier nimmt er den Standpunkt eines Montaigne ein; hier begründet er philosophisch sein Lächeln. Aber wie gering seine Befriedigung am bloßen Realismus ist, bezeugt das zweite Sonett, das wir hier ganz mitteilen:

Es ist nicht Selbstsucht und nicht Eitelkeit,  
Was sehnend mir das Herz grabüber trägt;  
Was mir die kühngeschwungene Brücke schlägt,  
Ist wohl der Stolz, der mich vom Staub befreit.

Sie ist so eng, die grüne Erdenzeit,  
Unendlich aber, was den Geist bewegt!  
Wie wenig ist's, was ihr im Busen hegt,  
Da ihr so satt hier, so vergnüglich seid!

Und wenn auch einst die Freiheit ist errungen,  
Die Menschheit hoch wie eine Rose glüht,  
Ihr tiefster Kelch vom Sonnenlicht durchdrungen:

Das Sehnen bleibt, das uns hinüberzieht,  
Das Nachtigallenlied ist nicht verklingen,  
Bei dessen Ton die Knospen sind erblüht!

Und wie in philosophischen und religiösen Dingen, so bewahrt sich Keller auch in politischen die volle Freiheit. Er lebt mit seiner Zeit, aber weder überschätzt noch beklagt er sie. Dem Romantiker Justinus Kerner, der im Zeitalter der Maschinen um die Poesie besorgt ist, ruft er zu:

Die Poesie ist angeboren,  
Und sie erkennt kein Dort und Hier;  
Ja, ging' die Seele mir verloren,  
Sie führ' zur Hölle selbst mit mir.

Die Vaterlandsliebe Gottfried Kellers kann nur noch mit der Treue für die heimatliche Scholle verglichen werden, die der sanftere Theodor Storm, der würdigste nächst ihm, sein Leben lang bewahrt hat. Noch viel enger als dieser, hat Keller sich an die Heimatstadt angeschlossen. Kellers Sprache ist reich durchzogen von alemannischen Dialektworten. Das Lokale der meisten seiner Erzählungen ist die Stadt Zürich und die Schweiz. Wie hinreißend durchbricht Kellers Vaterlandsliebe die humoristische Schranke, die er sich künstlerisch in der Novelle von den sieben Aufrechten aufgerichtet hat! Aber bei all seinem Freisinn: wie mächtig zürnen kann derselbe Keller den Thorheiten, denen er im politischen Leben seiner Heimat begegnet! Wie wuchtig ist die Satire, die die Geschichte der Zwillingbrüder Weidelich im „Martin Salander“ darstellt! Und ferner: obgleich ein Schweizer, ist Gottfried Keller doch mit vollster Teilnahme all den politischen Wandlungen unsrer Nation gefolgt, seitdem er reis geworden war; er fühlt sich auch als Deutschen, aber mächtiger als die Sprache erscheint ihm der gemeinsame politische Glaube an die Freiheit, „denn einen Pontifex nur saßt der Dom“ (Sonett „Nationalität“). Hierin allerdings ist er Schweizer geblieben.

Das sind die Grundlinien des Kellerschen Geistes. Keller ist recht eigentlich ein schweizerischer Dichter, der unsre nur durch die Sprache, die er in wahrhaft genialer Weise beherrscht, in der er schöpferisch ist, wie es seit Goethe kein zweiter Dichter gewesen, und die bei ihm von einer unendlichen Fülle von Bildern gesättigt ist. Der große Dichter ist er eben durch diese Sprachgewalt, und dann durch seine nicht genug zu bewundernde Fähigkeit in der Gestaltung von Menschencharakteren. Mit Ausnahme seiner Legenden und des Sinngebichts führt uns Kellers Phantasie in die Alltagswelt kleiner schweizerischer Städte. Die Menschen gehören meist dem Handwerker- oder Gewerbestand an; es sind Leute, die nicht müßig gehen, keine Zeit zum Empfindeln haben, die „Welt der Harthändigen“ hat sie Berthold Auerbach genannt. In Kellers Geschichten wird sehr oft von dem prosaischesten Dinge der Welt, vom Gelde gesprochen, und dennoch hat Keller die Sonne der Poesie auch hier seelenvoll leuchten lassen! Das machte sein „geistdurchdrungener Realismus,“ wie Wischer sagte.

Als der bedeutendste Charakterzug an Keller will uns aber sein Optimismus erscheinen, der ihn hoch hinaus über seine Zeit erhebt. Als wahrer Dichter

fühlt er vor allem die Schönheit dieser Welt; nicht über sie zu urteilen, wie die poesiefeindlichen modernen Realisten und Sittenprediger, sondern die Welt zu genießen, fühlt er sich zuvörderst berufen:

An dich, du wunderbare Welt,  
Du Schönheit ohne End,  
Auch ich schreib' einen Liebesbrief  
Auf dieses Pergament.

Froh bin ich, daß ich aufgeblüht  
In deinem runden Kranz;  
Zum Dank trüb' ich die Quelle nicht  
Und lobe deinen Glanz.

Aber der Optimismus Kellers ist weit davon entfernt, ein philosophisches System nach Hegels Manier zu sein; er ist vielmehr der Entschluß einer kräftigen und sittlich hohen Mannesseele, und eben darum auch wahrhaft poetisch und anglühend für alle, die ihn kennen lernen. Denn Optimismus und Pessimismus sind nur Stimmungs- und Charaktersache. In eigentümlicher Art spricht sich dieser kräftige Wille des Dichters in dem mit Unrecht vielfach ästhetisch angegriffenem Gedicht aus: „Trübes Wetter.“

Es ist ein stiller Regentag,  
So weich, so ernst, und doch so klar,  
Wo durch den Dämmer brechen mag  
Die Sonne weiß und sonderbar.

Ein wunderliches Zwielficht spielt  
Beschaulich über Berg und Thal;  
Natur, halb warm und halb verküßt,  
Sie lächelt noch und weint zumal.

Die Hoffnung, das Verlorensein  
Sind gleicher Stärke in mir wach;  
Die Lebenslust, die Todespein,  
Sie ziehn auf meinem Herzen Schach.

Ich aber, mein bewußtes Ich,  
Beschau das Spiel in stiller Ruh,  
Und meine Seele rüstet sich  
Zum Kampfe mit dem Schicksal zu.

Die großen Dichter sind nicht bloß die Beglückter, sondern auch die Lehrer der Menschheit. Immer zeigen sie ein Doppelgesicht. Einmal schließen sie eine große Zeit ab, sie verkörpern in unsterblichen Phantastiegestalten die ideale Welt ihres Volkes. Das hat Keller mit seinen frischen, gesunden, ungebrochenen Menschenbildern rühmlicher gethan als irgend einer seiner Zeitgenossen. Dann

aber sind sie die schöpferischen Pfadfinder und Wegweiser für die Fortbildung ihres Volkes. Den sittlichen Gedankenreichtum der Kellerschen Werke zum Gemeingut der Deutschen zu machen, wird die Aufgabe des Geschlechtes sein, das den siebenzigsten Geburtstag des Meisters in jungen Jahren miterlebt.

Wien

Moriz Necker



## Naturalistische Litteratur



Wir werden vor dem Betreten eines Gesellschaftszimmers darauf vorbereitet, dort einem höchst gefährlichen und daher höchst interessanten Manne zu begegnen, der den festen Entschluß gefaßt habe und auch unfehlbar ausführen werde, alles Bestehende in Trümmer zu schlagen und dann eine ganz neue Ordnung einzuführen. In ängstlicher Erwartung nähern wir uns dem Furchtbaren und sind umso angenehmer überrascht, einen ganz gemüthlichen Herrn zu finden, der verständig über öffentliche Angelegenheiten spricht, ein gut deutsches Herz offenbart, mit der Gegenwart zwar vielfach unzufrieden ist, aber rückhaltslos anerkennt, was in den letzten Jahrzehnten geschehen ist, und voll Vertrauen in die Zukunft blickt. Schon schwebt uns die Frage auf den Lippen, wie er denn zu seinem sonderbaren Rufe gekommen sei, als er sich plötzlich wie der komische Kauz in einer österreichischen oder bairischen Posse, dessen Leitmotiv die Drohung ist: „Wann i amal anfang', i fang' nit an, aber wann i amal anfang'!“, geberdet und gewaltige Tiraden losläßt — wie man zu sagen pflegt „gegen Gott und alle Welt“ —, dabei aber noch hinzufügt, daß die herrschende Unfreiheit nicht gestatte, rückhaltslos zu sprechen.

Das ungefähr ist der Eindruck, den wir von M. G. Conrad, bekanntlich einem Haupte der naturalistischen Schule, aus seinen beiden Büchern *Fantasio* und *Pumpanella* erhalten. Beide Bücher sind im Verlage von W. Friedrich in Leipzig erschienen und enthalten in bunter Reihenfolge Aufsätze über alles mögliche, die wohl ursprünglich in der von dem Verfasser „begründeten“ Monatschrift für Litteratur und Kunst „Die Gesellschaft“ erschienen sind, einer Zeitschrift, die sich nach dem Vorbilde einer bekannten Berliner Reklamenzzeitung sechsmal unter einander ankündigt als „das einzige deutsche Blatt, welches u. s. w.“ z. B. „welches die weltbewegenden Probleme der Zeit — in Litteratur, Kunst und sozialem Leben — rückichtslos und ohne Zimperlichkeit bis in die letzten Konsequenzen behandelt.“